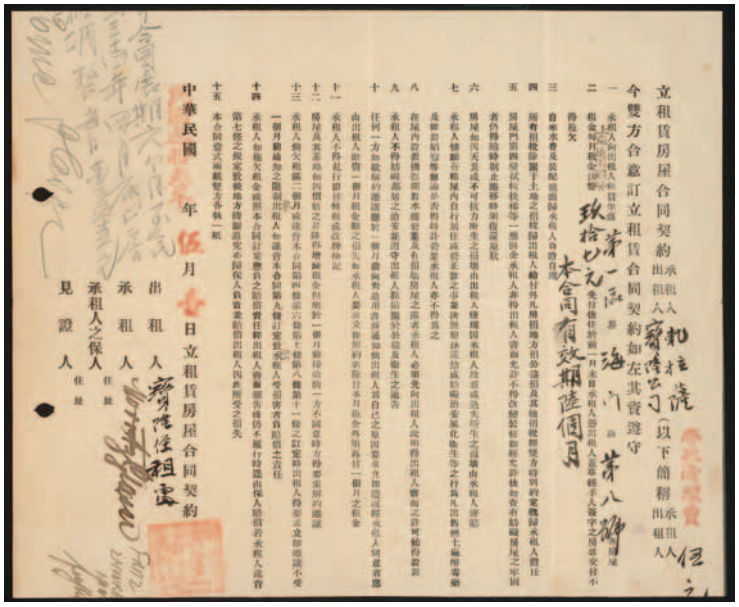
Sylvia Asmus

Exil und Sprache

Sprache in der Dauerausstellung des Deutschen Exilarchivs

»Lieber Ulli, alte Küchenschwabe.....how are'ye? hau are things anyway?..... da ich gerade die Post für die kommende Saison erledige [...]....well Ulli da dachte ich eben auch an Dich.....Jesus (Tschiisös) haben ja langlange nichts voneinander vernommen....kein Wörtchen. Was treibst Du so?.... [...] Die Dinge sehen etwas besser aus...right now. ..see.....hatte eine ganz schöne Exhibition in der berühmten Stieglitz galerie »an american place« und es gelang mir auch einige ganz nette Verkäufe zu machen.....see. Well und meine school befindet sich seit einiger Zeit in einem hochmodernen Scyscraper direkt an der fifth Avenue im Squibb Bldg. im 30ten Stock..... »floor« sagt man bei uns hierzulande. Geht vorwärts ganz nett. Klar, dasz man sich nicht auf den gepflückten leicht verwelkten europäischen Lorbeeren hat ausruhen können. No Söhr...das geht hier nunmal schlecht. [...] Na schön also was treibst Du und hochwohlgeborene Frau Gemahlin?.....hau abaut juhr bukk? Duh juh wörk hart?....gettin älong fein? [...] Setze Dich an die Remington und tippe ein paar zeilen right away will'ye? [...] Post geht bald ab, daher in Eile.....hoffentlich höre ich bald ein Sterbenswörtchen.....alles Gute stets dein alter Böff.« [1]

1933 war der Maler George Grosz in die USA emigriert. Sein an den Schriftsteller Ulrich Becher gerichteter Brief ist humorvoller und überzeichneter Ausdruck einer durch das Exil entstandenen Sprachmischung. Grosz gestaltete sprachlich, was ihm in seinem neuen kulturellen Umfeld aufgefallen war. Dabei nahm er auch typische Floskeln aufs Korn, die er überzogen in endloser Reihung unter das zu Sagende mischte. Der Brief ist ein Exponat des Kapitels »Sprache und Kultur« in der Dauerausstellung des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 »Exil. Erfahrung und Zeugnis«. Sprache ist mehr als ein Instrument zur zwischenmenschlichen Verständigung. Sie hat neben einer sozialen auch eine kulturelle und eine identitäts- und erinnerungsstiftende Dimension. Kulturelle Teilhabe ist ohne die Dimension der Sprache kaum denkbar. Für Schriftsteller und Schriftstellerinnen sind darüber hinaus die poetische Funktion der Sprache, die Vielfalt, Mehrdeutigkeit und der Klang von Worten von besonderer Bedeutung. Künstlerinnen und Künstler, deren Arbeitsfeld die Sprache ist, müssen einen ganz besonderen Umgang mit dem Leben in einem neuen Sprachraum finden. Was bedeutet es also für einen Schriftsteller oder eine Schriftstellerin, ins Exil zu gehen und die gewohnte Sprache hinter sich lassen zu müssen?



Mietvertrag der Familie Glaser für ein Haus im französischen Verwaltungsbezirk, Shanghai, 1940

Bedeutet Exil immer Sprachverlust oder kann der – erzwungene – Ortswechsel in einen anderen Sprachraum auch ein produktives Moment sein? Muss man sich zwingend für eine Sprache entscheiden? Verändert eine neue Sprache Sichtweisen? In der Literatur wird die Auffassung vertreten, dass Sprachen, die nach dem zehnten Lebensjahr erlernt werden, im Vergleich mit einer muttersprachlichen Verwendung meist eingeschränkt bleiben. Es macht also einen großen Unterschied, ob man als Kind, Jugendlicher, junger Erwachsener oder älterer Mensch emigrieren musste und auch, ob man

CC BY-SA 3.0

die neu zu erlernende Sprache als Alltagssprache oder zusätzlich auch als künstlerische Grundlage benötigte.[2]

Sibylle, die Tochter des Schriftstellerpaares Armin T. Wegner und Lola Landau, besuchte 1934 ein Internat in England. Sie machte schnell Fortschritte beim Erlernen der neuen Sprache, was ihre Eltern einerseits erfreute, andererseits aber auch besorgt stimmte: »Sehr habe ich mich über deinen Brief und das Bildchen gefreut, geliebtes Kind. Auch dass du dem Unterricht im Englischen schon folgen kannst, ist sehr erfreulich. – Dafür aber scheinst du deutsch zu verlernen, denn dein Brief wimmelte von orthographischen Fehlern. Ja, ja, mein geliebter Hundekopf, wir werden deutsches Diktat in den Ferien schreiben müssen. – [...] Ich umarme dich, mein geliebtes Kind deine Mumm«[3], schrieb Lola Landau ihrer Tochter. Der Gebrauch unterschiedlicher Sprachen konnte innerhalb von Familien eine durch die örtliche Distanz entstandene Entfremdung noch verstärken.

Auch die spätere Schriftstellerin Stefanie Zweig vollzog den Sprachwechsel rasch. Mit ihren Eltern war sie nach Kenia ins Exil gegangen. Im Gegensatz zu diesen erlernte sie rasch Suaheli und Englisch. Nach der Rückkehr der Familie Zweig nach Deutschland im Jahr 1947 hatte sie dagegen Probleme, die deutsche Sprache fehlerfrei anzuwenden.

Hürden beim Erlernen einer fremden Sprache entstanden auch dadurch, dass der Wechsel in einen neuen Sprachraum im Exil erzwungen war. Das Festhalten an der sogenannten Muttersprache resultierte oft nicht aus der Unfähigkeit, eine neue Sprache zu erlernen, sondern konnte auch Ausdruck des Festhaltens an einer gewohnten Kultur und einem damit verbundenen Zugehörigkeitsgefühl sein. Besonders unter Exilschriftstellern und -schriftstellerinnen sowie Intellektuellen wird in der Forschung eine Sprachbewahrungstendenz – zumindest für Exilanten und Exilantinnen im englischsprachigen Raum festgestellt[4]. Dabei befanden sich die Exilanten und Exilantinnen, besonders die Schriftsteller und Schriftstellerinnen in einem Zwiespalt: einerseits verwendete man mit der Deutschen Sprache auch die Sprache der Diktatoren und Mörder, andererseits aber auch die Sprache Goethes und Schillers. Die deutsche Sprache stand stellvertretend für die deutsche Kultur und bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs war die Definition des »anderen, besseren Deutschlands« im Exil für viele Folie des Handelns. Das Festhalten an der deutschen Sprache konnte zudem ein Festhalten an der eigenen Identität bedeuten: Günther Anders hat es so formuliert: »Weil die deutsche Sprache das einzige Gerät war, mit dessen Hilfe sie sich, wenn auch nicht vor dem physischen Untergang, so doch vor dem letzten Herunterkommen bewahren konnten; und weil sie das einzige unraubbare Gut war, das einzige Stück Zuhause, das sie, wenn sie es verteidigten, selbst im Zustande restloser Entwürdigung noch beherrschten.«[5]

Rezeption im Exil

Aber für wen schrieb man, wenn man weiter auf Deutsch schrieb? Als zugänglicher deutscher Sprachraum war nur die Schweiz verblieben, in den USA, in Großbritannien, in Frankreich und anderen Aufnahmeländern erreichte man mit deutschsprachigen Werken nur die zahlenmäßig begrenzte Exilgemeinde. Entsprechend risikoreich war die Arbeit der Exilverlage oder derjenigen mit Exilabteilungen. Übersetzungen waren also von Bedeutung, um ein Zielpublikum in den Aufnahmeländern zu erreichen, manchmal erschienen die Übersetzungen von Werken gar vor der Originalausgabe.

Nachdem es der Schriftstellerin Anna Seghers in Europa nicht mehr gelungen war, einen Verlag für ihren 1939 beendeten Roman »Das siebte Kreuz« zu finden, erschien dieser im Herbst 1942 erstmals auf Englisch in den USA. Es folgten weitere englischsprachige Ausgaben, etwa im Taschenbuchformat für Armee-Angehörige. Die deutschsprachige Erstausgabe erschien 1943 in Mexiko im Verlag El Libro Libre.

Aber welche Werke wurden überhaupt übersetzt? Woran hatten Verlage Interesse? Die Werke Thomas Manns und Lion Feuchtwangers, die bereits vor ihrer Emigration in die USA dort bekannt gewesen waren, wurden auf dem US-amerikanischen Markt verlegt. Viele der zur Publikation vorgeschlagenen Exilwerke blieben in den Aufnahmeländern jedoch unveröffentlicht, weil die Verlage auf den Märkten keine Absatzchancen sahen. Es gab also viele Gründe für einen Sprachwechsel, der von einigen

 CC BY-SA 3.0

Autoren und Autorinnen auch erfolgreich vollzogen wurde, und mit dem auch Chancen verbunden sein konnten. In einer neuen Sprache denkt man anders, manchmal freier, ein Sprachwechsel kann ein produktives Element sein. Elisabeth Castonier, Vicki Baum, Stefan Heym, Heinz Liepman und Klaus Mann beispielsweise ist der Sprachwechsel gelungen. Häufig überlagerten sich die unterschiedlichen Sprachen im Exil, weil das Festhalten an der Erstsprache auch in eine Mehrsprachigkeit münden konnte. Zumindest die Alltagssprache im Aufnahmeland war immer eine neue Sprache. In Shanghai beispielsweise war der Spracherwerb hoch problematisch. Dies zeigt ein Mietvertrag[6] der Familie Glaser, der in der Ausstellung im Kapitel »Alltag im Exil« präsentiert wird. Ohne Kenntnisse des genauen Inhalts hatten die exilierten Mieter ihn einfach unterzeichnet. Shanghai war ihre letzte Zufluchtsmöglichkeit, Spracherwerb war dieser Ausreise nicht vorausgegangen, sie konnten die Schriftzeichen also nicht lesen.

So extrem gestaltete sich das Sprachproblem jedoch selten. Viele Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die an der deutschen Sprache als ihrer poetischen Sprache festhielten, bewältigten ihren Alltag dennoch in einer fremden Sprache. Jede und jeder, der die Sprache seines Zufluchtslandes erlernen wollte oder musste, hatte dafür Verfahren zu finden. Exilierten fortgeschrittenen Alters fiel das oft schwer. Dem nach Großbritannien emigrierten SPD-Politiker Hans Vogel ist der Sprachwechsel beispielsweise nicht gelungen. In der Ausstellung wird sein Vokabelheft gezeigt[7], das den mühevollen, aber erfolglosen Versuch des Spracherwerbs dokumentiert. Vogels Wirken im Parteivorstand der Exil-SPD war dadurch sehr eingeschränkt, an Reden oder Beiträge in englischer Sprache war gar nicht zu denken.

Emigration und Sprachwechsel konnten sich aber auch ganz anders darstellen. Die englische Sprache wurde, das ist zum Beispiel von dem Philosophen, Volkswirtschaftler und Kulturwissenschaftler Otto Neurath überliefert, als für wissenschaftliche Zwecke besser geeignet eingeschätzt, englisch zwinge dazu, sich kurz zu fassen[8]. Auch dem aus Österreich stammenden Chemiker Frederic Eirich ist der Sprachwechsel gelungen und das Exil – in dessen Verlauf er als sogenannter feindlicher Ausländer von den Engländern nach Australien deportiert worden war – bewertete er für sich als Chance, die er erfolgreich nutzte. Er wurde Professor am Polymer Research Institute in Brooklyn, New York – heimisch geworden – örtlich wie sprachlich. Der Finanzwissenschaftler und spätere Rektor der Frankfurter Universität Fritz Neumark, der in die Türkei emigriert war, erhielt schon mit dem Arbeitsvertrag die Auflage, binnen relativ kurzer Zeit auf Türkisch zu publizieren. Ihm war ein temporärer Sprachwechsel gelungen. Beide Biografien sind in der Ausstellung »Exil. Erfahrung und Zeugnis« nachvollziehbar.

Fotografie von Frederick R. Eirich mit seiner Tochter Ursula in Cambridge, 1939, Privataufnahme, (die Fotografie ist nicht gemeinfrei)

Ein Sprachwechsel ließ sich aber auch innerhalb der deutschen Sprache vollziehen. Soma Morgenstern, dessen Familie im Holocaust ermordet worden war, hat in seinem um 1953 entstandenen Text »Die Blutsäule«, in dem er sich mit der Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden auseinandersetzte, eine neue Sprache für sich gefunden: er verwendete zwar die deutsche Sprache, aber in einer besonderen Form, die an die Sprache der Bibel erinnert[9]. Das Manuskript ist in der Ausstellung im Kapitel Remigration zu sehen. Auch nach 1945 blieb die Sprache also ein Diskussionsgegenstand.

CC BY-SA 3.0

Ob der Wechsel in einen fremden Sprachraum zu dem traumatischen Gefühl des Sprachverlusts führte, die Verständigung in einer fremden Sprache gelang, ein Sprachwechsel vollzogen wurde oder eine Sprachmischung zum Tragen kam, war von vielen individuellen Faktoren abhängig. Von Alter, Bildung, Beruf, sozialem Status, persönlicher Beschaffenheit und dem aufnehmenden Sprachraum. An diesem Thema wird einmal mehr deutlich, dass es sich lohnt, den Blick auf die vielen unterschiedlichen und individuellen Erfahrungen des Exils zu richten. Die Dauerausstellung des Deutschen Exilarchivs »Exil. Erfahrung und Zeugnis« lädt dazu ein.

Anmerkungen

1 George Grosz an Ulrich Becher, Mai 1935, Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek, TNL Ulrich Becher, EB 85/147, Exponatnummer 112.

2 Vgl. Doerte Bischoff, Christoph Gabriel, Esther Kilchmann: Einleitung. – In: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 32 (2014) = Sprache(n) im Exil, S. 14.

3 Lola Landau an ihre Tochter Sibylle, Berlin, 15.7.1934, Deutsches Exilarchiv 1933-1945 der Deutschen Nationalbibliothek, EB Autograph 549, Exponatnummer 111.

4 Vgl. Susanne Utsch: ›In einer fremden Sprache gestalten kann man nicht‹. Der prägende Einfluss von Muttersprachideologien der 1920er und 1930er Jahre auf die Sprachbewahrungstendenz der Exilintellektuellen. In: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 32 (2014) = Sprache(n) im Exil, S. 29ff.

5 Günther Anders: Das Stammeldasein. In: Die Schrift an der Wand. Tagebücher 1941 bis 1966. München, 1967, S. 91. Vgl. dazu Utsch, S. 32.

6 Mietvertrag der Familie Glaser, Shanghai, 1940. Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek, Splittervorlass Ernest Glaser, EB 2012/115, Exponatnummer 63.

7 Hans Vogel: Vokabelheft, vermutlich 1940, Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek, Teilnachlass Hans und Dina Vogel, EB 2010/88, Exponatnummer 113.

8 Vgl. dazu Corinna Unger: Reise ohne Wiederkehr. Leben im Exil 1933–1945, Darmstadt 2009, S. 87.

9 Soma Morgenstern: Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth, New York, um 1953, Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek, Nachlass Soma Morgenstern, EB 92/242, Exponatnummer 203.

 CC BY-SA 3.0